

Europa, eine Einführung

Rezension: Thomas A. Szlezák, Was Europa den Griechen verdankt. Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike, Stuttgart 2010

Als Friedrich Nietzsche in seinen späten Jahren mit dem Hammer philosophierte, da widmete er das vorletzte Stück seiner „Götzendämmerung“ mit spöttischer Reminiscenz an den bürgerlichen Besinnungsaufsatz dem Thema: „Was ich den Alten verdanke“. Die kaum verhohlene Absicht der Trümmerrede war die Zerstörung des kulturellen Zusammenhangs, den die gebildeten Schichten des deutschen Kaiserreichs in routinemäßiger Oberflächenbeführung immer wieder zwischen sich und den „Alten“ herstellten. Nietzsches dionysisches Altertum trat emphatisch und stilbewußt neben die ideologisch krisenfeste Organisation der zeitgenössischen Altertumswissenschaft. Neben dem Ausrufezeichen des einsam hämmernden Philosophen nimmt sich die Darstellung des Tübinger Gräzisten Thomas A. Szlezák wie ein Plädoyer für den unaufgeregten Umgang mit familiengeschichtlichen „Tatsachen“ aus. An die Stelle der tückischen Ergebnisoffenheit der Nietzscheschen Bekenntnisschrift („Man lernt nicht von den Griechen!“) tritt die Sicherheit eines Untertitels, der das Thema des Buches „Was Europa den Griechen verdankt“ als Scheinfrage entlarvt: Es sind die „Grundlagen unserer Kultur“, die „wir“ den Griechen verdanken sollen.

In einer Zeit, in der Einführungen in alles und jedes die Konjunkturen des Buchmarktes bestimmen, waren wir auf eine solche Einführung gleichwohl nicht gefaßt. Hier tritt die Leitdisziplin der vorletzten Jahrhundertwende, die Klassische Philologie, noch einmal im Gewand eines „Studium Generale“ auf, das uns in der Auseinandersetzung mit der griechischen Antike Aufklärung über uns selbst verspricht. Während allerorten griechisch- und lateinfreie Europa-Studiengänge wie Pilze aus dem Boden schießen, erzählt Szlezák noch einmal die große Geschichte von den griechischen Wurzeln „unserer Kultur“. Er ist auf all die möglichen Einreden und Forderungen gefaßt, die man an den Autor eines solchen Werkes herantragen mag. Folgerichtig ist sein Gestus weniger der des Mahners und Lehrers als der des Apologeten, der im Zweifelsfalle den Freiheits- und Toleranzgedanken gegen kulturelle Bornierungen verteidigt. Doch ist es gerade die Verteidigung mancher aus der griechischen Antike herzuleitenden Kriterien wie der Fähigkeit zur Distanzierung von den eigenen Denkgewohnheiten, die nach Szlezák die Abgrenzung von all jenen Kulturen gebietet, die niemals eine der europäischen Aufklärung vergleichbare Kulturphase durchlaufen haben. So ist Szlezáks Buch ein veritabler Ritt auch an den Grenzlinien dessen, was wir – noch oder nicht mehr – Europa nennen. Das Beharren auf trennscharfen Unterteilungen und Definitionen, diese urgriechische Praxis, ist unpopulär geworden. Szlezák stört sich nicht nur nicht daran, sondern fordert die vermuteten Gegner immer wieder heraus, indem er ihre „ephemere“ Befindlichkeit in den Horizont langfristiger Entwicklungen rückt. Der verbreiteten Geringschätzung der in den homerischen Epen zuerst profilierten Muster kultureller Bindung in Heimat, Ehe und Familie begegnet

Szlezák mit beißender Schärfe: „Die Odyssee wird noch gelesen werden, wenn die jetzt in Deutschland vorherrschende Mentalität sich wieder einmal einem neuen Zeitgeist hingegeben haben wird“. Pluralismus und Relativismus charakterisiert er mit feinem Spott als die „bei Strafe gesellschaftlicher Ächtung nicht hinterfragbaren Grundlagen des dominierenden Glaubens der europäisch-amerikanischen Moderne“. Das Feindbild des Autors ist leicht umrissen: Es ist der halbgebildete, ursprungsvergessene, wendige Opportunist und Lautredner, der die öffentlichen Debatten unserer Tage bestimmt. Bei Szlezák könnte er nachlesen, auf wessen Schultern er sitzt, wenn er in verbender oder warnender Rede für oder gegen konservative oder progressive religiöse, politische und kulturelle Überzeugungen eintritt.

In zwölf Vorlesungsblöcken durchläuft der Verfasser ein Panorama der alteuropäischen und eben zum Teil auch noch modernen Kulturgeschichte. Er zeigt uns die je frühesten Prägungen all der Münzen und Währungen, die zum Teil noch heute in Umlauf sind: Da ist zunächst die Vorbereitung eines europäischen Literatur-Begriffs in „Ilias“ und „Odyssee“. Neben die formsprachlichen Innovationen treten frühe Konfigurationen sozialer Kommunikationsmodelle: Die Humanisierung des Tragischen in der die „Ilias“ abschließenden Versöhnungsszene wie die in den Lügnerzählungen der „Odyssee“ greifbare Trennung emotional-kognitiver Innen- und Außenwelten sind unleugbar Vorgriffe auf uns vertraute Verhaltensmuster. An der Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert entwickelt die frühgriechische Lyrik Formen der programmatischen Selbstaussage des Subjekts, die ihre je spezifischen „mentalitätsgeschichtlichen Fernwirkungen“ entfalten. Die scheinbaren Bizarrerien des vorsokratischen Denkens verraten tiefere Einsicht in grundlegende Formen der Unterscheidung von Einheit und Vielheit, Identität und Differenz, von Energie und schöpferischer Wandlung, von Chaos und strukturierter Ordnung. Vor allem jedoch zeugen sie von der Überwindung mythischer Denkformen. Freilich bleiben sie in der nichtargumentativen Darstellungsweise älteren Weltbildern verhaftet.

Den Fachleuten wird Szlezák in aller Regel nichts Neues sagen. Doch werden sie vielleicht die Pointen genießen, die der Autor vor allem dort setzen kann, wo die Nähe der modernen zu den antiken Institutionen Teil des Alltagswissens geworden ist. Genüßlich entlarvt der Verfasser die unmittelbare Rückverlängerung unseres Demokratiebegriffs in die athenische Polis als Oberflächenreferenz. Würden sich altattische Demokraten nicht gegen die Delegation gesellschaftlich relevanter Entscheidungen an ein Bundesverfassungsgericht verwahrt haben, das nicht ein Rat der Vielen, sondern acht ausgewählter Rechtsgelehrter wäre? Schwerlich auch hätte man eine Regierung nach Art der unseren akzeptiert, wo doch in Athen die direkte Verankerung des Politischen im Volk und, wichtiger noch, genaueste Rechenschaftslegung und Verantwortlichkeit der Entscheidungsträger die maßgeblichen Kriterien waren. Und doch entstand im Athen des 5. Jahrhunderts jene Form des Politischen, die die Entwicklung unseres „kritischen, säkularen und liberalen Blicks auf den Staat“ ermöglichte, der – so vergißt Szlezák nicht zu erwähnen – „anderen, nicht von den Griechen geprägten Kulturen, etwa der islamischen, bis heute nicht vermittelt werden konnte“.

Es liegt in der Logik des hier verfolgten Ansatzes, daß das griechengeprägte Europa immer wieder den Blick auf sein Außen herausfordert. Allenthalben muß es zum Vergleich mit jenen Nachbarkulturen einladen, die andere Wege der kulturellen Entwicklung gegangen sind. Immer wieder wird deutlich, daß die einzigartige Entfaltung eines altgriechischen Werte- und Normenpluralismus auch der Tatsache geschuldet ist, daß die Hellenen zwar auf die kulturbildenden Muster und Anstöße der homerischen Großen, nicht aber auf eine verbindlich gewordene heilige Überlieferung zurückgriffen. So entwickelte sich in der athenischen Polis, unterstützt durch die öffentlichkeitswirksame Inszenierung einer ungehemmt freien Rede im tragischen und komischen Schauspiel, eine Kultur, die es erlaubte, das ganze Spektrum politischer und religiöser Einstellungen (bis hin zu den utopischen Modellen herrschaftsfreier oder kommunistischer Selbstverwaltung) abzubilden. Während die sophistischen Aufklärer die Rhetorik als das geeignete Medium zur Propagandierung ihrer von Menschen für Menschen gemachten Maßstäbe entdeckten, verwies Sophokles' Antigone auf die absolute Bindung an ein ungeschriebenes, göttliches Gesetz. Während Herodot in schwelgerischer Erzählung der unbefangenen Erkundung der orientalischen Welt den Weg bereitete, betrieb die nüchtern-szientifische Geschichtsschreibung des Thukydides die schonungslose Analyse der Versäumnisse wie der Leistungen der im Peloponnesischen Krieg entzweiten Griechen. Selbst die revolutionären Losungen der „Umwertung aller Werte“ und der „anti-autoritären Erziehung“ sind, so Szlezák, spätestens seit den kynischen Ausfällen des Diogenes „fest ins Programm unserer Kultur eingeschrieben“.

Man wird die Entwicklung, die Europa vor allem in den ersten fünfzehnhundert Jahren unserer Zeitrechnung genommen hat, auch nicht annähernd verstehen, wenn man den Einfluß des Platon und Aristoteles auf die geistesgeschichtliche Formung von Christentum, Philosophie und Wissenschaft nicht zu würdigen weiß. In manchen Wissenschaften brachte erst das 19. Jahrhundert die Modifizierung oder Ablösung vertrauter aristotelischer Denkmuster.

Die bündige „Einführung in Europa“, die Szlezák seinen Tübinger Hörern zum Abschluß seiner Lehrtätigkeit präsentierte, beeindruckt durch die disziplinierte Beschränkung auf Wesentliches. Der Autor weiß, daß solche Geschlossenheit um den Preis mancher Verkürzung und nicht weniger Auslassungen erkaufte ist. Dieses Buch ist kein Rückfall in die alten Kulturmuster unreflektiert verehrender Griechenliebe. Szlezáks erklärtes Ziel ist die fachwissenschaftlich fundierte „Reflexion über den geistigen Standort Europas“ in einer Zeit, wo Teilen der gesellschaftlichen Eliten unübersehbar die Ideen und Argumente für oder gegen Europa abhandeln gekommen sind. Bleibt noch zu sagen, worin der Verfasser das Geheimnis des außerordentlichen Erfolges der altgriechischen Kultur erblickt: Es ist die ihr von Anfang an innewohnende „Tendenz zum Überschreiten der eigenen engen Grenzen“, die sie in den Stand setzte, sich ohne die überlegene Regie staatlicher, wirtschaftlicher oder kirchlicher Organisationsmacht zu behaupten. Mit Nietzsche gesprochen, wäre es ein Denkstil gewesen, der erst Wurzeln geschlagen hätte und sich dann zu dem wundersamen, grenzüberschreitenden Gebilde verzweigte, das der Mythos einst als phönizische Königstochter verehrte und das die Griechen Europa nannten.

Heidelberg, den 5. Dezember 2010

Jürgen Paul Schwindt